



Zum 10. Todestag Ingeborg Bachmanns

# Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar

Als Ingeborg Bachmann am 17. Oktober 1973 in Rom starb, hinterliess sie uns ein Werk, das in seiner Vielfalt bislang noch kaum erfasst worden ist. Vorallem wir Frauen sollten uns dieses Werk aneignen, denn Ingeborg Bachmann spricht wie keine als Frau, als Kolonisierte, als Bedrohte und mit Sprache um das Leben Ringende zu uns: Es ist die Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen der Frauen.

Christa Wolf verweist uns immer wieder auf Ingeborg Bachmann. Im Folgenden drucken wir einen Auszug aus einem Essay von ihr über Ingeborg Bachmann ab, gefolgt von einem Text aus den kürzlich erschienen Poetik Vorlesungen.

Was aber möglich ist, in der Tat, ist Veränderung. Und die verändernde Wirkung, die von neuen Werken ausgeht, erzieht uns zu neuer Wahrnehmung, neuem Gefühl, neuem Bewusstsein. (Aus den Frankfurter Vorlesungen)

Ingeborg Bachmann weiss: "Dichten findet nicht ausserhalb der geschichtlichen Situation statt". Die geschichtliche Situation ist derart, dass im Zentrum aller Dichtung die Frage nach der Möglichkeit der moralischen Existenz des Menschen stehen muss. Diese Fragestellung ist einer der Hauptantriebe der Bachmannschen Prosa – oft in seltsamer Verkleidung, nicht gleich erkennbar, als subjektiver Reflex, als Angst, Zweifel, Bedrohtheit: "Am Starkstrom Gegenwart hängen".

Ingeborg Bachmann ist keine ursprüngliche Erzählerin, wenn man darunter verstehen will, dass jemand unbefangenen Geschichten erzählen und sich selbst damit vergessen kann. Sie berichtet keine Fälle, sondern denkt über Fälle nach – über den "Grenzfall, der in jedem Fall steckt". Die Lyrikerin verleugnet sich nicht: Blosslegung eines überlieferbaren Menschen auch hier. Überlieferbar, weil bereit und fähig, wichtige Konflikte der Zeit in sich auszutragen.

Ein anderes Medium also für die gleichen Fragen. "Und stellen wir sie in Hinkunft so, dass sie wieder Verbindlichkeit haben: "Mag sein, sie hat sich der grösseren Verbindlichkeit des prosaischen Stoffes stellen wollen, wie sie in ihrer Umwelt der krasen prosaischen Banalität ausgesetzt ist. Es mag sie reizen, die Banalität schreibend zu besiegen. Komposition, eine strafte Fabel, kunstvoller dramatischer Aufbau, Erzählungen im strengen Sinn des Wortes stellen sich ihr nicht her. Der Zwang zu sprechen steht hinter ihrer Prosa wie hinter ihren Gedichten, eine Bedrängnis, die echt ist und sie legitimiert. Konkrete Situationen wird man oft vergebens suchen, ebenso wie die realistische Darstellung gesellschaftlicher Prozesse. Wir haben es

mit Geschichten von Empfindungen zu tun. Wie jeden Schreibenden quält Ingeborg Bachmann das Problem der Wahrheit, des Wahrheit-Sagens. "Genau sagen, was geschehen ist" – genügt das? In der Wildermuth-Geschichte, die vom "Er" zum "Du" und "Ich" hinüberspielt, wird das Scheitern des Versuchs seziert, Wahrheit durch krankhafte Genauigkeit zu ersetzen, durch einen Detail-Rausch. Der Dichter Wildermuth, mit der Gestalt des Erzählers unverkennbar verstrickt, geht bis ans Ende der Zweifel, nachdem ihm bewusst geworden ist, dass seine guten alten stabilen Massstäbe ihm abhanden gekommen sind. Nicht mehr wissen, was wahr ist, Wahrheit-finden für unmöglich halten, am Ende den Glauben an den Wert der Wahrheit verlieren: "Aber will ich denn noch weiterkommen mit der Wahrheit? Wohin? Bis nach Buxtehude, bis hinter die Dinge, hinter den Vorhang, bis in den Himmel oder nur hinter die sieben Berge ... Diese Entfernungen möchte ich nicht zurücklegen müssen, weil mir der Glaube längst fehlt."

Geschichte einer Desillusionierung, die bewegungsfähig macht: Lähmung durch den scheinbar unvermeidlichen Verlust des Glaubens, Miniaturmodell für einen typischen Vorgang in der bürgerlichen Intelligenz dieses Jahrhunderts, selbstquälerisch

Ingeborg Bachmann, geboren 1927 in Klagenfurt. Studium der Rechtswissenschaft und Philosophie, 1950 Promotion. 1952 erste Lesung bei der Gruppe 47. 1959/60 Vorlesungen an der Uni Frankfurt. Ingeborg Bachmann lebte nach Aufenthalt in München und Zürich viele Jahre in Rom, wo sie am 17. Oktober 1973 starb.

## Ihr Werk

Gedichte: Die gestundete Zeit, 1953; Anrufung des Grossen Bären, 1956; Die Zikaden, 1955; der gute Gott von Manhattan, 1958; Ein Geschäft mit Träumen, Prosa: Das dreissigste Jahr, Erzählungen, 1961; Malina, Roman, 1971; Simultan, Erzählungen, 1972; Der Fall Franza, unvollendeter Roman, 1979; Requiem für Fanny Goldmann, Fragmente zu einem Roman, 1979. Essays, Reden, Kleinere Schriften, 1981. Gesamtausgabe in vier Bänden.

bis zur absoluten Fragestellung gesteigert. Der einzige Ausweg – handelnde Verbindung mit wirklichen gesellschaftlichen Prozessen –, scheint versperrt durch Hoffnungslosigkeit. Die zieht immer neue Nahrung aus der Entfremdung der realen Vorgänge, die sie beobachtet. Der Kreis ist geschlossen. Ingeborg Bachmann, sehr bewusst der Tradition, in der sie steht, des Problemkreises, aus dem sie schöpfen kann und an den sie so gebunden ist, ist von ihrer Erfahrung so glaubhaft, so ursprüng-

lich und auf eigene Weise betroffen, dass der Eindruck des Epigonalen nicht aufkommen kann. Sie spielt nicht mit der Verzweiflung, ist bedroht und verstört und wünscht daher wirklich, gerettet zu werden. Die Zeichen, die sie gibt, Klopfschreie, Ausbruchversuche – sind echt. Die Anstrengungen, die sie unternimmt, sind schonungslos auch gegen sich selbst.

Eine Gestalt, eine lyrische Existenz, die ihre innere Erfahrung auch zum Gegenstand ihrer Prosa macht und daher immer wieder zurückkehren muss zur Problematik des Dichters in dieser Zeit – so, wie sie sich ihr darstellt. Sie kennt alles, was immer wieder gesagt wurde über die Fragwürdigkeit der dichterischen Existenz in der spätbürgerlichen Gesellschaft, über das Herabsinken des Literaturbetriebs zur Börse, über den angeblich unausweichlichen Zwang der "Nachfahren" zum Epigonentum. Sie hat es geprüft, aber sie widersetzt sich der Versuchung zum Selbstbetrug, der in der Kapitulation läge. Sie kehrt zu einfachen Fragen zurück: Wozu schreiben, "seit kein Auftrag mehr da ist von oben und überhaupt kein Auftrag mehr kommt, keiner mehr täuscht. Woraufhin schreiben, für wen sich ausdrücken und was ausdrücken vor den Menschen, in dieser Welt?"

Sie begreift die Schuldgefühle, die Selbstanklagen, diese "Stürze ins Schweigen" und sogar in den Tod bei vergangenen und gegenwärtigen Dichtern, sie weiss um den Schmerz, wenn die Welt nicht auf denselben Ton gestimmt ist wie man selbst. Sie nimmt diese Erfahrungen an, ohne mit ihnen einverstanden zu sein: weder Dünkel, noch Snobismus, noch die gängige formale Scheinrevolte kommen für sie in Frage. Die Zerstörung des Glaubens bis auf den Grund, der Zynismus heisst, findet nicht statt. In ihren Essays stärker als in ihrer Prosa fixiert sie ihre Widerstandsposition: "Wenn wir dulden, dieses "Kunst ist Kunst", den Hohn hier hinnehmen, stellvertretend für das Ganze – und wenn die Dichter es dulden und befördern durch Unernst und die bewusste Auflösung der stets gefährdeten Kommunikation mit der Gesellschaft – und wenn die Gesellschaft sich der Dichtung entzieht, wo ein ernster und unbequemer, verändernd-wollender Geist in ihr ist, so käme das der Bankrotterklärung gleich."

Sie verteidigt keine Aussenbezirke, sondern "Herzländer". Den Anspruch des Menschen auf Selbstverwirklichung. Sein Recht auf Individualität und Entfaltung seiner Persönlichkeit. Seine Sehnsucht nach Freiheit. "Erkenntnis-süchtiger, deutungs-süchtiger und sinnsüchtiger" als andere reibt sie sich an dem Gegensatz ihrer Existenz zu dem lässigeren, vielleicht bunteren, aber platten bürgerlichen Dasein. Die "Wonnen der Gewöhnlichkeit", nach denen der junge Thomas Mann sich noch sehnen konnte, sind in diesem Jahrhundert zu Ausgangspositionen und Reservaten des Verbrechens geworden und haben jede Anziehungskraft gründlich verloren. Zermürbend ist sicher die individuelle Auflehnung gegen die technische Perfektionierung der barbarischen Banalität, das einzige Ziel, das der kapitalistischen Gesellschaft geblieben ist: "Dressurakt auf Dressurakt". Zermürbend durch das Gefühl, Aussenseiter zu sein, durch den Verdacht des Anachronismus, der sich zuweilen gegen sie selbst richtet.

Da gehen die Namen der Figuren mit ihrem Gesicht verloren, da heissen alle Männer "Moll", da bewegen sie sich nach vorgegebenen Klischees, da lohnt es sich nicht mehr, Individuen zu erfinden zu den kümmerlichen Funktionen, die ihnen geblieben sind. Da wird, so allein gelassen, die normale Anstrengung des Autors, immer neue, immer schwierigere Gebiete der Wirklichkeit zu durchdringen und bewusst zu machen, zur Über-Anstrengung, die notwendige Spannung zwischen den eigenen Möglichkeiten und den Anforderungen, die man akzeptiert hat, zur Über-Spannung. Der radikale Anspruch auf Freiheit wird,

wenn keine gesellschaftliche Bewegung ihm entspricht, zur verzehrenden Sehnsucht nach der absoluten, der schrankenlosen und irrationalen Freiheit; die vollkommene Verzweiflung an der Möglichkeit nächster Schritte schlägt um in illusionäre Forderungen: "die Welt neu" zu "begründen" durch "Auflösung alles Bestehenden". Und die Abkehr von dieser Radikalität, die Rückkehr in normale Tätigkeiten und Lebenshaltungen, wird entweder als Kapitulation empfunden oder bleibt, wie in "Das dreissigste Jahr", unmotiviert und ohne Grundlage: "Ich sage dir: Steh auf und geh! Es ist dir kein Knochen gebrochen!" – Selbstvertrauen, ohne das man nicht leben kann, hier als Ergebnis einsamen Kampfes.

Zivilisationsmüdigkeit und Fortschrittsszweifel sind am heftigsten in "Undine geht": Vollkommene Entfremdung des Menschen von sich und seinesgleichen und romantischer Protest dagegen. Romantisch nicht nur in der Übernahme des Foque-schen Märchenmotivs, der Undine-Figur, romantisch auch in der Haltung, der Gegenüberstellung platten Nützlichkeitsdenkens mit einem "Geist, der zu keinem Gebrauch bestimmt ist". Der dazu bestimmt wäre, menschenwürdigen Gebrauch von sich selbst zu machen, der helfen würde, "Zeit und Tod" zu verstreuen.

Endzeitgefühl – ja. Aber keine Resignation. Immer wieder dieser Glaube an den Menschen ergreifend, weil er die Verletzbarkeit unendlich erhöht. Selbst Undine, Anklägerin der Männerwelt mit der kaum verhüllten Stimme der Autorin, glaubt "ganz und gar", "dass ihr mehr seid als eure schwachen, eitlen Äusserungen, eure schäbigen Handlungen, eure törichten Verdächtigungen". Aber sie ist verdammt, "ihr" zu sagen, sich zu trennen, zu gehen. Da sie keine Möglichkeit sieht, den Kampf aufzunehmen, weicht sie vor den unzumutbaren Forderungen der Gesellschaft zurück, in der Hoffnung, so sich selbst bewahren zu können. Immer aber endet dieser Rückzug mit Selbst-aufgabe, weil die Trennung von der gesellschaftlichen Praxis auch die inneren Widerstandskräfte des einzelnen aushöhlt.

Es gibt Versuche, dem zu entgehen. In "Unter Mördern und Irren" – demjenigen Prosastück, das einer konkreten Schilderung gesellschaftlicher Bezüge am nächsten kommt – fragt die Autorin nach dem Sinn der Opfer und damit nach dem Sinn des Widerstands. Der junge Mann, die Ich-Figur dieser Erzählung ist ein Ratloser, Suchender, Angewideter, irritiert durch den häufigen Wechsel der Wertmassstäbe, dem er ausgesetzt ist: "Damals, nach 45, habe ich auch gedacht, die Welt sei gescheitert, und für immer, in Gute und Böse, aber die Welt scheidet sich jetzt schon wieder und wieder anders." Er drückt ein Grunderlebnis seiner Generation aus: die unheimliche Wiederauferstehung der Reaktion. Aber er scheint nicht mehr bereit zu sein, bei jedem neuen Wechsel immer wieder überrascht, immer wieder verwirrt "nur auf seiten der Opfer" zu sein: "Das ergibt nichts, sie zeigen keinen Weg". Anscheinend könnte er sich vorstellen, auf einer anderen Seite zu stehen, die Haltung der Wehrlosigkeit aufzugeben, einen Weg zu suchen, in der Gesellschaft, real, also auch den Gesetzen der Realität unterworfen. Eine Andeutung nur, eine vorsichtige Frage an den Grenzen des Bereichs, der durch Literatur alleine nicht zu verändern ist...

In ihrem beharrlichen Veränderungsverwund wird die gedankliche, fast möchte man sagen: menschliche Leistung der Ingeborg Bachmann am deutlichsten. Sich nicht "auf mittlere Temperaturen" einstellen lassen, nicht zugeben wollen, dass alles "auf eine Frage des Nachgebens, des Beipflichtens reduziert wird. Eine "neue Sprache" suchen, ein "Denken, das Erkenntnis will und mit der Sprache durch Sprache hindurch etwas erreichen will. Nennen wir es vorläufig Realität."

aus: Christa Wolf, Lesen und Schreiben, Neue Sammlung, Luchterhand 1980, S. 178-183.